

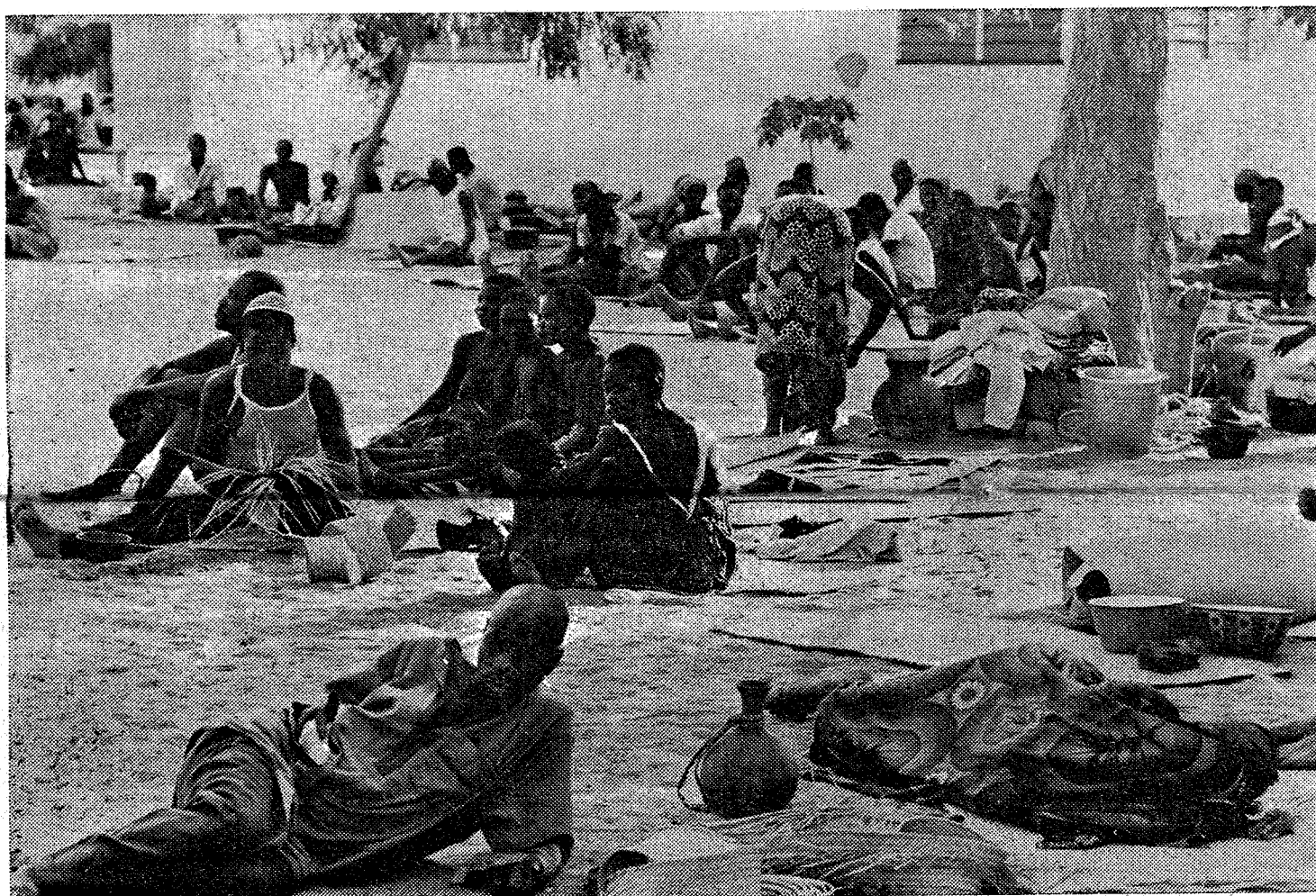
Ein Schweizer Spital in Nordkamerun

Bildbericht von Karl Gähwiler

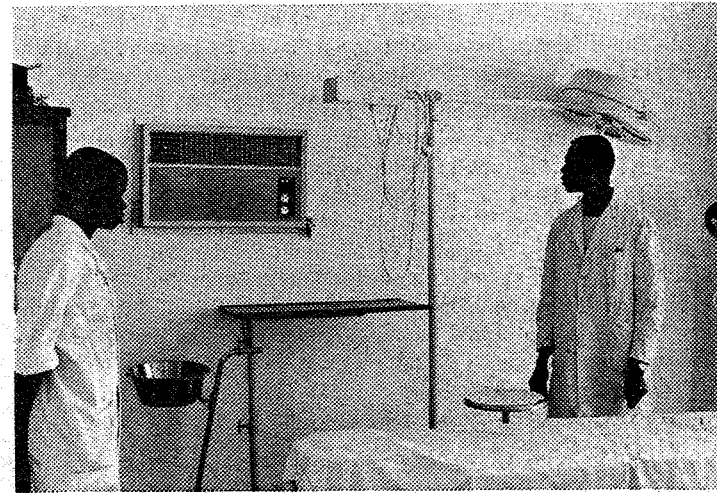
Pété, das nördlich des Distrikthauptortes Maroua liegt, hat einen guten Ruf. Seit knapp zwei Jahren ist er weit über die Grenzen Nordkameruns nach dem Tschad und nach Nordostnigeria gedungen. In der Trockenzeit kann es vorkommen, daß ein Camion wöchentlich 50 bis 60 Afrikaner nach Pété bringt, von denen Einzelne aus Entfernungen von 400 bis 600 Kilometern kommen. Diese weitgereisten, dunkelhäutigen Menschen — mit ihren Gewändern und ihren Profilen bringen sie einen Hauch Wüste mit — suchen allerdings nicht das Dorf Pété auf. Dieses unterscheidet sich mit seinen Rundhäusern und der breiten, mit gelben Lehmmauern gesäumten Durchgangsstraße in nichts von den anderen Siedlungen der weiten Ebene, in der Baumwolle und Erdnüsse gepflanzt werden und wo die Hirse die tägliche Nahrung ist. Die Afrikaner, die nach Pété reisen, sind krank. Sie hoffen im Schweizer Spital, das am Rand des Dorfes liegt und aus einem ausgedehnten, mit flachen Gebäuden und neugepflanzten Bäumen durchsetzten Geviert besteht, Genesung von ihren Leiden zu finden.

In den Jahren 1967/68 wurde das Spital vom bekannten Tessiner Arzt Dr. G. Maggi gegründet, der schon mehrere Spitäler in

In der Sprechstunde. Links die Leiterin des Spitals in Pété, Fräulein Anna-Marie Schönenberger.



Im überfüllten Spital lagern Patienten und ihre Verwandten, die für das Essen besorgt sind, im Freien.



Blick in den Operationsraum mit der Klimaanlage, die von der Schweizerischen Caritas gestiftet wurde.

Kamerun errichtet hat. Eine neunköpfige Schweizerequipe, die erstaunlich jung ist — Höchstalter 32 Jahre, Durchschnittsalter 26 Jahre — übernahm die Leitung und baute es aus. Drei Krankenschwestern sind die Hauptstütze der Chefärztin. Zwei Lehrerinnen und Sozialfürsorgerinnen unterrichten die Frauen von Pété und Umgebung, und auch die Verwandten, die die Kranken begleiten in Nähen, Kinderpflege, Hygiene, Gemüseanbau und auch in Lesen und Schreiben. Der Automechaniker ist für die Transportmittel, die Kraftstation und die weiteren Maschinen zuständig. Die durch den unerwartet starken Zulauf nötig gewordenen Erweiterungs- und Ergänzungsbauten überwacht der Bautechniker 15 Afrikaner, Krankenpfleger, Hauspersonal, Gärtner, ergänzen die Schweizerequipe. Die gesamte Verantwortung und Leitung liegt in den Händen der Aerztin, Fräulein Annemarie Schönenberger.

Trotz ihrer Jugend besitzt Fräulein Schönenberger Afrikaerfahrung. Sie war bereits am Spital Tokombéré (Kamerun) und in Tamanarasset (Sahara) tätig. Auf ihr liegt eine riesige Arbeitslast (im ersten Halbjahr 1969: 11 918 Sprechstundenbesucher, 1700 Hospitalisierte, 523 Operationen) und die Sorge um die Administration und Aufrechterhaltung des großen Spitals. Die 150 Betten sind ständig belegt. — «Zur Regenzeit ist das Spital voll, doch die Betten genügen. Zwischen Weihnachten und Juli haben wir je weils doppelt so viele Patienten. Jede Woche kommen neu zwölf bis sechzehn Staroperierte hinzu. Sie bleiben sieben Tage im Bett, am achten Tag müssen wir sie auf den Boden im Hof legen.»

Ganz erstaunlich ist, wie das finanzielle Problem gehandhabt wird und daß das Spital mit der, an der Leistung gemessen, winzigen Summe von monatlich 6000 Franken auskommt. Das ist allerdings nur möglich, weil die gesamte Schweizerequipe ihre Arbeit unentgeltlich verrichtet. (Die Helfer verpflichten sich auf zwei Jahre. Die Reise wird bezahlt.) «Unser Spital gehört einem gemeinnützigen Verein (Fondation sociale suisse du Nord-Cameroun). Die Bevölkerung ist sehr arm. Die laufenden Einnahmen decken nur für knapp zwei Monate die Unkosten. Wir erhalten das hauptsächlichste Betriebskapital durch verschiedene Donatoren in der Schweiz, die monatliche Beiträge leisten. Vor allem die Mitglieder unserer Equipe nehmen den Kontakt mit ihren Freunden und mit bestimmten Kreisen auf. Das ergibt eine enorme Korrespondenz für alle. Für einen heroischen Anfang mag dieses System gut sein, doch auf die Länge kann ein großes Spital so nicht aufrechterhalten werden.»

Es ist mehr als begreiflich, daß man um jede zusätzliche finanzielle Hilfe, die Hilfswerke leisten, äußerst froh ist. So unterstützt der Technische Dienst (Bern) die Bautätigkeit und die Entwicklungshilfe, die durch die beiden Sozialhelferinnen geleistet werden. Die Schweizerische Caritas rüstete den Operationsraum mit einer Klimaanlage aus. «Bei uns wird es ziemlich warm, zwischen 40 und 45 Grad im Schatten. Da wir am Morgen immer Sprechstunden un-



Die Aerztin untersucht den Verband eines ängstlichen Buben, der sich verbrannt hat.



Eine Mutter, die im Hof des Spitals eine Mahlzeit bereitet.

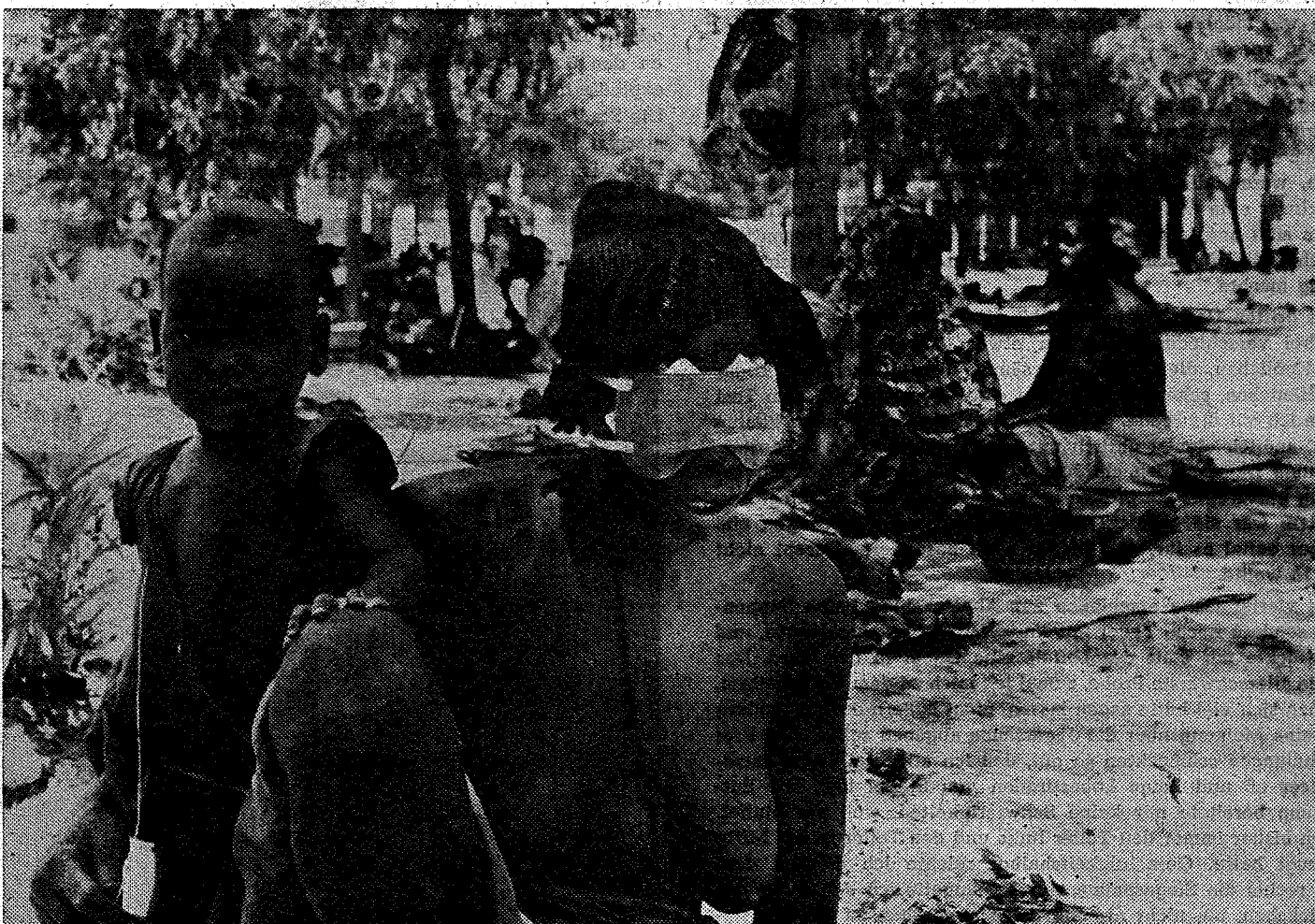


Ein Krankenpfleger übernimmt leichtere Arbeit.

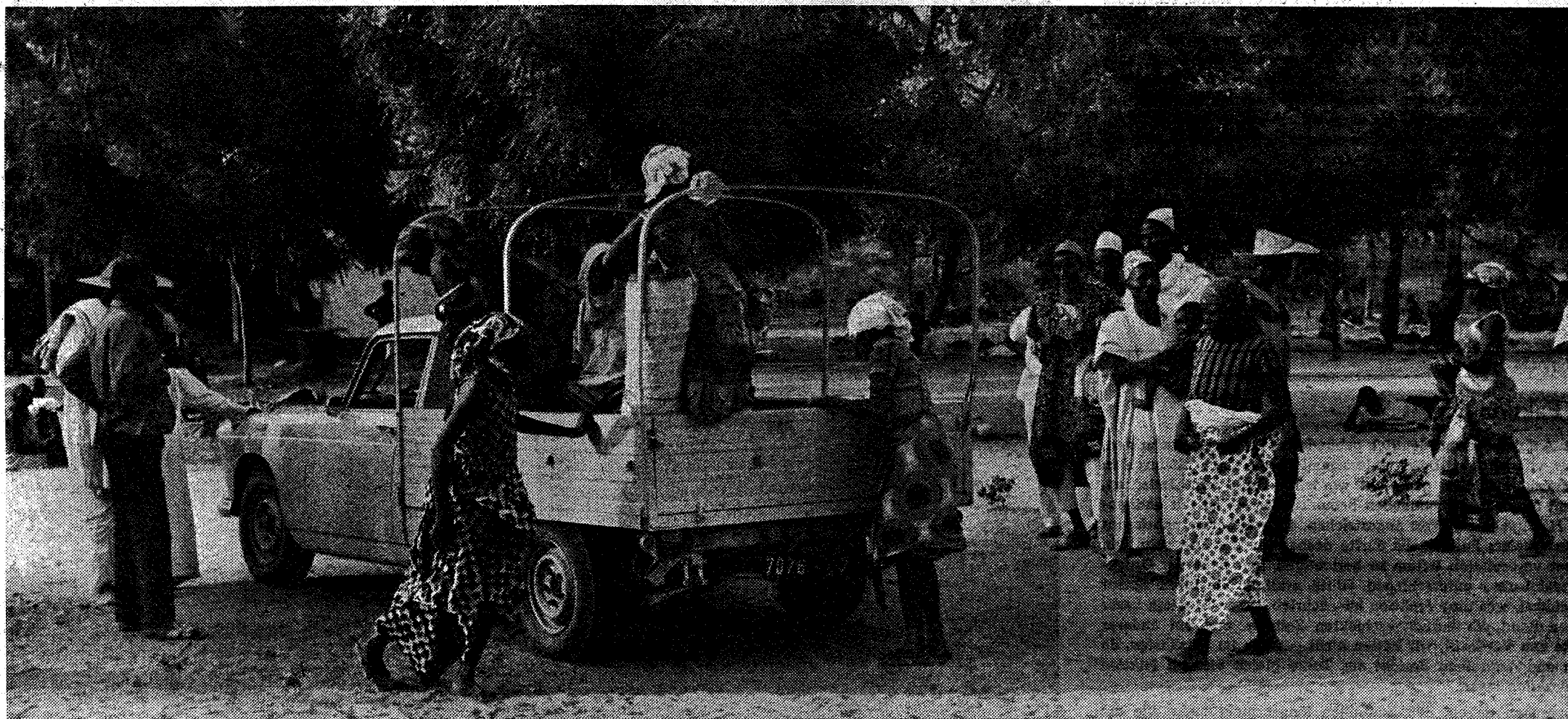
Visiten haben, operiere ich stets nachmittags von drei bis sechs Uhr. Letztes Jahr tropfte der Schweiß zu Boden. Seit die Klimaanlage eingebaut ist, ist dies nicht mehr der Fall.»

Das Spital am Rande der Wüste gibt zusätzliche Probleme auf, so zum Beispiel die Wasserbeschaffung. «In der Trockenzeit ist nachmittags unser Brunnen immer erschöpft. Grundwasser wäre zwar vorhanden, doch es fehlt uns an Geld und an technischen Mitteln, um einen tieferen Brunnen zu graben.» Zu den äußeren Belastungen kommen die seelischen hinzu, die sich aus der Abgeschiedenheit, aus der Schwierigkeit der Verständigung — in der weiteren Umgebung spricht man acht eingeborene Sprachen — und aus dem Mangel an Zivilisationsgütern ergeben. Der Geist der Schweizergruppe ist dennoch ausgezeichnet. Die junge Aerztin verstand es — was nicht selbstverständlich ist —, sehr gute Beziehungen zu den Behörden herzustellen. So dürfen sämtliche Medikamente zollfrei eingeführt werden, und die Straße nach Maroua wurde vollständig neu angelegt.

Der Afrikaner hat ein feines Gespür für den Charakter eines Menschen. Der Mensch ist ihm noch wichtiger als seine Leistung. Der gute Ruf von Pété gründet in der Person der Aerztin. Die Patienten suchen nicht das berühmte Spital von Pété auf, sondern sie kommen zu ihr, zu Mademoiselle Annemarie, der sie ihr ganzes Vertrauen schenken. Bei einer täglichen Arztvisite fiel mir auf, mit welcher natürlicher Ungezwungenheit und fraulicher Anmut sie diesen verschiedenartigen Menschen begegnete. Beim Interview stellte ich ihr die folgende, abschließende Frage: «Warum arbeiten Sie hier? Sie würden ja überall bessere Arbeitsbedingungen finden.» Die Antwort, die sie leicht in Verlegenheit brachte, gilt letztlich für die gesamte Schweizerequipe: «Wenn man einmal in einem Land gearbeitet hat, das eine solche Not aufweist — sei es durch Zufall oder durch persönlichen Entschluß —, dann kann man nicht mehr in einer gewöhnlichen Sprechstunde sitzen... es ist ein wenig schwer zu antworten.»



Eine an den Augen operierte Mutter hält sich im Freien auf. Sie mußte ihr Bett einer Frischoperierten abtreten.



Neue Patienten treffen ein. Das übliche Verkehrsmittel ist der Camion.